

Vom Strukturalismus zum Poststrukturalismus

Eine Kurzeinführung in *Semiotik und Dissemination*. Von A.J. Greimas zu Jacques Derrida. Eine Erzähltheoretische Analyse von Elfriede Jelineks „Prosa“ *„Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“*

1.

Der Ausgangspunkt meiner Arbeit über Greimas ist seine Bestimmung von Semiotik als Semiotikobjekt – also jeder Text, jede Praxis – plus Theorie. Damit ist auch zugleich mein Erkenntnisinteresse beschrieben, das mich von der allgemeinen Frage „Woran erkennt man den Strukturalismus?“ – mit Deleuze formuliert – zu Greimas geführt hat.

In meiner Auseinandersetzung mit der Theorie und ihren Kritikern stelle ich zunächst heraus, dass Greimas keine Zeichentheorie entwickelt hat; Texte allgemein, aber auch die Semiologien, die Zeichen und ihre Funktionen untersuchen, gehören für ihn zu einer konnotativen Semiotik, die über den „gesunden Menschenverstand“ erschlossen werden können.

Semiotik als Wissenschaft ist für Greimas die Beschreibung immanenter Strukturen und die Konstruktion von Simulakren, die, wie er sagt, „über die Bedingungen und Vorbedingungen der Manifestation von Sinn (und in gewisser Weise auch von Sein) Rechenschaft ablegen“: Ein Weg also vom Virtuellen zur Realisation.

Greimas rekuriert damit auf Hjelmslevs Formalisierung von Saussures Zeichen. Mit dem Primat der Form vor der Substanz setzt er als kleinste Inhalts- und Ausdruckswerte die Seme und PHEME vor ihre spezifisch kulturell bedingten Auffüllungen: Sie sind Figuren, d.h. Werte. Er übernimmt

ebenso von Hjelmslev die Differentialität der Struktur, bezogen auf die immanenten Werte, um dem „Bedeuten“ von Zeichenrelationen zu entkommen, und er übernimmt die In-Einssetzung von System und Prozess. Wie noch zu zeigen sein wird, erreicht er mit all dem - also den Komponenten seines generativen Parcours - nicht der Einbindung der Diachronie und nicht die Ausschließung der Arbitrarität, wie Derrida sie dekonstruiert, und auch nicht die der Dissemination der Lesarten.

Von Anfang an stelle ich also Greimas' Theorie der Narrativität als Bedeutungs- und Deutungstheorie, die auf zugleich logisch – linguistisch - phänomenologisch - anthropologischer Grundlage beruht und die eindeutig - invariante Bedeutung erzeugen will, mit anderen Kritikern wie Kristeva, Petitot und Ricoeur in Frage.

Im Folgenden möchte ich nun den Weg nachzeichnen, an denen die Brüche und Ambivalenzen der Theorie mich dazu veranlassten, Derridas Dekonstruktion hinzuzuziehen.

Die Anbindung beider Verfahren geschieht über die **différAnce** Derridas, die ich mit dem komplexen Term Greimas' eingeführe: Das aus der Theorie Greimas' **AUSGESCHLOSSENE**, das **ANOMALE** – so lautet die **HYPOTHESE** – ist das von Derrida an den immer schon geteilten **UR – Sprung** Gesetzte. Der komplexe Term ist nach meiner Hypothese **différan- ce** in allen ihren Aspekten: Er erweist **ALS DIFFÉRANCE** das Diskursmodell als zirkulären Aufschub und Einholung der Präsenz, die taxonomische Struktur als Intervall; er erweist sich dann aber ebenso als Erzeugungsprinzip der Differenzen und wiederum als Sprengung der Repräsentation in ihrem performativen Aspekt.

Diese Anbindung wurde für mich allerdings zu einer Notwendigkeit, die aus der Arbeit am Text, an der Jelinekschen „Prosa“ selbst erwuchs.

2.

Greimas' gesamtes Diskursuniversum ist sowohl universell als auch zeitlich-historisch angelegt: Dieser Grundambivalenz galt es nachzugehen.

Der Repräsentationscharakter der Theorie, ihre Universalität und zugleich ihre innerste Konzeption von Zeitlichkeit (also nicht der Gebrauch) beruhen darauf, dass sie sich auf die Prinzipien von Immanenz und Deduktion gründet: Dadurch wird sie zirkulär, geschlossen und zur Erzeugungsmaschine vermeintlich invarianter Bedeutung und Deutungskonfigurationen, die auch die Literatur, die „lügenhafte écriture“, wie Greimas sagt, von ihrem Täuschungscharakter befreien soll.

Greimas geht aus vom Sinn, der präexistent – *d.h. außerhalb der Struktur* - gegeben ist, vom Sinnuniversum, aus dem sich alle Bedeutung ableitet. Wenn das so ist, muss man ihm große Aufmerksamkeit schenken. Aber die Frage, was es denn sei, ist nicht so leicht zu beantworten (sie durchzieht auch das gesamte Werk Greimas' von *Du Sens I* bis zur *Sémiotique des Passions* von 1991. Das Sinnuniversum ist gegeben (il y a du sens), Totalität des Sinns, zentraler Sinn – die Welt, wie sie sich der Wahrnehmung erschließt und in den exterozeptiven Sinnen erfassbar ist – das ist die Greimas'sche Korrespondenz von natürlicher Welt und natürlicher Sprache. Dieses Zentrum ist dann – *nach seiner Artikulation* – *zugleich in der Struktur*.

Wie kommt es nun zur Artikulation, zur Erscheinung der Wertedifferenz als taxonomischer Struktur? Ich nehme Greimas' Antwort aus der „*Sémiotique des Passions*“ hier komprimiert auf, um das Konzept der strukturalistischen Zeitlichkeit und der *différance* zu verdeutlichen.

Nach Greimas ist das Sinnuniversum eine noch undifferenzierte Leinwand, also Projektionsfläche des Seins, aber schon mit seinen Spuren von Subjekt und Objekt als Welt, die das Subjekt anruft. Die Leinwand des Seins stellt sich dar als eine phorische Spannung, die Greimas mit Husserl Protensivität nennt. Sie ist für ihn das Werden, die Evolution, die Geschichte.

Zeit also ist eine phorische Spannung der Welt als Kontinuum, eine Elastizität - reiner Raum also -, der irgendwann zum Bruch kommt (*scission*), der wiederum die Artikulation, die Einschreibung des Sinns in die Mikrouniversen ermöglicht. Das erkennende Subjekt setzt sich in der Negation:

Damit ist das semiotische Viereck entstanden, das Intervall, das kein rein logisches ist, sondern ein in euphorisch und dysphorisch differenziertes und zugleich mit linguistisch-exterozeptiven Semen überlagertes.

Greimas selbst fragt nun, ob das Viereck aus dem komplexen Term, der „*structure mixte*“ der Vorsokratiker, entstanden sei und antwortet, es sei aus der Einheit des neutralen Terms hervorgegangen.

Das ist die Neutralisation, die Aufhebung, die Derrida den Strukturalisten und der Dialektik vorwirft, die bloße Verräumlichung der Zeit als Spannung, Elastizität.

Derrida gibt dem neutralen Term als komplexem mit der différance seine Unterschiedenheit *in sich* als Temporisation, produzierende Kräftedifferenz und Gabestruktur zurück.

Das Greimassche Viereck als rein taxonomische Struktur ist Raum und Zeit ohne Spiel und Bewegung, in die sich der Sinn rigide und starr einschreibt. Zeit wird zur Transformation, Sinn dadurch vorhersehbar, kalkulierbar, erzählbar als Ursprungs – und Erlösungsgeschichte.

Wenn Sinn Transcodierung in Bedeutung ist, Bedeutung präsent gemachter Sinn, gibt es bei Greimas nur die eine Schreibweise : die beschränkte Ökonomie der Repräsentation als Aufschub.

Der erste „blinde Fleck“ der Theorie, die alles Ontologische einklammert, aber eine Struktur annimmt oder konstruiert, mit der die Sprache und der Mensch beherrschbar und kontrollierbar werden, führt gleich zum zweiten „blinden Fleck“ - der Einklammerung alles Kontingenten.

Das betrifft die Erzeugung der Terme des Vierecks, hier die Denominationen der Mikrouniversen von /Natur-Kultur/ , /Leben-Tod/, also die zweite Erzeugung von Termen. Sie sind einerseits Universalien, andererseits operationale Begriffe. Indem der Analysierende aber die Seme intuitiv den Sememen der Oberfläche zuordnet und damit jeweils sein Außen mit einbringt, öffnet sich der Diskurs schon auf der Tiefenebene, wird die Begrenztheit der Isotopie gesprengt, ergeben sich immer neu in sich verschobene Sinnuniversen. Durch diese Greimassche Arbitrarität, wie ich sie nennen möchte, werden immer neue Bedeutungen in ein so entstehendes Gewebe eingeflochten :

Das hat dann auch die Mikrotextanalyse im Implodieren der Differenzen, den Verschiebungen und komplexen Valorisationen gezeigt.

Der dritte hier zu erwähnende „blinde Fleck“ sind nun die komplexen Terme selbst, die, im Sinnuniversum neutralisiert, jetzt *in* der Struktur auftauchen wie ein Kobold oder Sprungteufel in der Kiste und die, wie Derrida sagt, „nicht mehr innerhalb des binären Gegensatzes verstanden werden können“ (*Positionen*). Sie sind „Koexistenz der Gegensätze“ in einem neuen Begriff, Pharmakon, aber dieser Begriff bleibt immer unentscheidbar; Munker /Roesler formulieren in *Poststrukturalismus*: „Der Sinn ist in ihnen nie eindeutig, sondern springt hin und her...“ . Das Pharmakon (als komplexer Term, différance) ist, ich zitiere Derrida, „ambivalent, weil es genau die Mitte bildet, in der die Gegensätze sich entgegensetzen können, die Bewegung und das Spiel, worin sie aufeinander bezogen, ineinanderverkehrt und gewandelt werden.“

Die Spur, die différance, der komplexe Term als différance ist wirksam aber nur in der Durchstreichung, als Trugbild, Simulakrum, nachträglicher Effekt des Sinns.

3.

Greimas' narrative Theorie ist insgesamt und auf allen Ebenen Repräsentation als Gabentausch im Sinne von Marcel Mauss, auf den er sich ja auch immer wieder beruft.

Das ist sie auch auf der logisch-anthropologischen Handlungsebene, der Ebene der Performanz.

Die Performanz ist bestimmt durch die Transformation der **Axiologie** in Ideologie: Das betrifft die Subjekt-Objekt-Grammatik der Enunziante, die zwei Performanzreihen der aktantiellen und topologischen Syntax. Als Probe und Kontrakt im narrativen Schema werden sie zu Teleologie, zu Theologie.

Die übermodalisierten Funktionsprädikate, die Modalitäten, bilden als vermittelte den Kern dieses Kontraktes als Austausch, das Fundament der Performanz als Manipulationsstruktur. Dabei ist der initiale Destinateur (der „Erste und der Letzte, absolut und souverän“) der Geber aller Gaben, der das Subjekt persuasiv (die Manipulation beruht auf den faktitiven Modalitäten, die das Wollen und Können beeinflussen) dahin bringt, den Kontrakt als Sinn seines Lebens, als Schicksal, als Wahrheit - als Wahrheit des Schicksals - anzunehmen. Das Subjekt muss sich wiederum im interpretativen Tun bewähren, der Probe. Der finale Destinateur schließlich, synkretisch mit dem initialen, sanktioniert die Performanzen des Subjekts als Destinataire.



Dieses Tauschmodell ist „das Viereck als Kreis“: Dieses Paradox soll zeigen, dass der **Algorithmus** aller Performanz auf der Homologisierung von logischer Operation und Handlung beruht: Die Handlung ist so grundsätzlich gerichtet, eingebunden in arche und telos. In Bezug auf die Probe heißt das, dass das Subjekt, ausgestattet mit der Intention, und das Objekt, modalisiert durch das Sein, sich gegenseitig realisieren: Das Subjekt z.B. muss die Dinge wollen oder nicht, die sich ihm in der axe du désir oder phobie als begehrenswert oder eben nicht zeigen, die Dinge bestimmen das Wollen des Subjekts: Der Destinateur vermittelt sie so, und diese Aktanten sind fest.

Immer geht es darum, dass das Gleichgewicht nach dem Vertragsbruch wieder hergestellt wird, denn der finale Destinateur ist „Hüter der Wahrheit und der Richtigkeit der menschlichen Beziehungen: Tausch als „synchrone Synthesis“, wie Gondek sagt.

Die Performanz in ihrer Medialität ist auch das, was ich das **Als-Ob** der Handlung nennen möchte, den alles Wollen, Können, Wissen kommt vom säkularisierten Gott, dem ökonomisch-sozio-kulturellen Destinateur, wie ich ihn in der Arbeit genannt habe, und alle Gaben kehren zurück in sein transzendentes Universum.

Auch hier öffne ich die Theorie zu Derridas Dekonstruktion des Gabentausches, wie er sie in „Falschgeld. Zeitgeben I“ entwickelt hat, indem ich die Jelineksche Ironie an die Derridasche Gabenstruktur der *différance* anbinde. Denn durch die Ironie wird die Greimassche Performanz als Tausch, die als affirmativ-gesellschaftliche auch auf der Textoberfläche Jelineks ablesbar ist, aufgelöst bzw. disseminiert. Ironie wird so zum unentscheidbaren Falschgeld des Erzählens, der Sprache, des Sinns, der Wahrheit.

Ebenso binde ich die Ironie Jelineks, die Wortspiele und die vielen von ihr eingebundenen Zitate an den Derridaschen Kontextbruch, die Zitathaftigkeit, auch an die Sprengung der Repräsentation im Lachen der Souveränität, wie sie Derrida im Bataille-Text ausgeführt. Ich binde sie auch an die Distanz seiner Wahrheitsfrau in „Sporen“.

Ironie ist so nicht mehr Bi-Isotopie wie bei Greimas, sondern Heterogenität der vielen Stile, Maske, Unentscheidbarkeit des Sinns.

Mit der Ironie schwingt die Erzählinstanz in der Sprach- und Sinnzerstörung gleichsam stellvertretend die Axt ihres Protagonisten, des Holzfällers

Erich, der Jäger und Beutetier zugleich ist im universellen Tausch als Jagd. Für Derrida aber ist die Jagd, wie er in der „Grammatologie“ sagt, „magische Erbeutung (des Sinns) und Ermordung“. (Aber sie baut auch seine sinnvollen Bänke.)

4.

Und zum Schluss will ich den „blinden Fleck“ der Theorie an der Schwelle zur diskursiven Ebene erwähnen, wo das Subjekt der Enunziation in Erscheinung tritt und sich das Greimassche Drama zwischen Erzählinstanz und Leser abspielt. Es geht um die Enunziation mit ihren Ablösungen und Rückbindungen als Performanz.

Das Subjekt der Enunziation ist, soweit es den Tiefenstrukturen als semiotischen Zwängen gehorcht, logische Instanz; insofern es die Strukturen diskursiviert, auch eine kulturelle Praxis: Ambivalenz des Logisch-Historisch-Ideolektalen auch hier wie schon im Sinnuniversum selbst - der Diskurs als „Blättertieg“.

Auch hier liegt wieder ein Vertrags- und Tauschverhältnis vor – diesmal aber ist der Leser der finale destinateur, der über den Wahrheitsdiskurs der Erzählinstanz richtet – es handelt sich um einen Vertrag der Veridiktion.

Auch dieses Wahrsagen der Erzählinstanz ist durch die Manipulation bestimmt, die faktitiven Modalitäten: Durch sie muss nun die Erzählinstanz

den Leser dazu bringen, den Vertrag anzunehmen, der ihn vom Phänomenalen, wie Greimas sagt, zum Noumenalen führen soll.

Der Leser, einerseits konform mit der Erzählinstanz im geschlossenen fensterlosen Gebäude des Diskurses, muss ihm andererseits glauben können.

Aber eben dieses Glauben ist ein komplexer Term – bei Greimas vielleicht eher ein neutraler?, er selbst schwankt da häufig – der elastischen Struktur von Glauben und Wissen. Dennoch sagt Greimas selbst (in „Le contrat de véridiction, Du sens II), dass der Leser der Erzählinstanz „mehr oder weniger“ glauben könne, d.h. das Gleichgewicht zwischen Erzählinstanz und Leser ist nur mehr oder weniger stabil: ES HAT SPIEL. Darin sehe ich das Dilemma des Diskurses, seine Ambivalenz, seinen „blinden Fleck“ für seine eigene Öffnung.

Auch bei Derrida gibt es Fiduziarität – aber nur, soweit es Falschgeld gibt, d.h. Unentscheidbarkeit der Wahrheit. Das macht den Akt des Erzählens zur Gabe: Denn er gibt die Geschlossenheit des Diskurses und zugleich seine Auslöschung, d.h. er gibt das Ereignis und seine Durchstreichung als ein Zugleich. Und der Leser gibt einen Glaubeskredit, aber nicht als blinde Fiduziarität – konform mit dem Text.

Die Jelineksche Erzählinstanz ist so allwissend und nicht-wissend zugleich, Beherrscherin des Diskurses und Baudelairescher Bettler: Sie ist auch hier ihr Protagonist im Wortspiel von Erich als ER-(ICH).

Greimas Theorie zu Derrida hin zu öffnen war ein Wagnis, hat aber die Greimassche Struktur als Teil der *différance* erwiesen; sie war gleichsam die Kommentar-, Code-, Diskursseite, während die Lektüre die Differenzen, als Repräsentation von Sinn, in der Theorie Greimas‘ und in der „Prosa“ Jelineks immer wieder im Spiel der Differenzen auslöschte, verschob, öffnete.